

Spektrum Schweiz : Zürich : grösser, besser?

Autor(en): **Hauser, Michael / Hubeli, Ernst / Meili, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **89 (2002)**

Heft 12: **Erkundung im Gebirge = Explorer les montagnes = Exploring the mountains**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-66478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürich – grösser, besser?

Journal

Thema

Downtown Switzerland reklamiert besonderes Gewicht im Mittelland. Das noch vor wenigen Jahren eher beschauliche Architekturgeschehen ist im Zuge der verstärkten Anstrengungen zur Standortpromotion plötzlich ins Interesse einer breiteren Öffentlichkeit gerückt. Grössere Projekte wie das FIFA-Stadion im Zürcher Hardturm oder die Erweiterung des Landesmuseums sind erst vor kurzem lanciert worden. Dass der Wille zur Realisation solcher Vorhaben da ist, steht ausser Zweifel. Es wird sich aber zeigen, ob sich die bestehenden politischen und finanziellen Strukturen Zürichs eignen, den Ansprüchen auf internationale Ausstrahlung und Anziehungskraft gerecht zu werden.

42 | | Spektrum Schweiz |

Michael Hauser	Architekt, Bereichsleiter Projektentwicklung im Amt für Hochbauten der Stadt Zürich
Ernst Hubeli	Architekt und Publizist in Zürich
Marcel Meili	Architekt in Zürich, Professor ETH Studio Basel
Tibor Joanelly	Architekt und Publizist in Zürich, Gesprächsleitung

Service

Joanelly: Zürich präsentiert sich weltoffen. Tatsächlich hat sich die Zürcher Mentalität während der letzten zehn Jahre stark verändert. Die Stadt hat erkannt, dass sie Teilnehmerin im globalen Wettbewerb ist und dass sie sich darin positionieren muss. Wie reagiert die Stadt auf die Veränderungen, wie definiert sie ihre Urbanität?

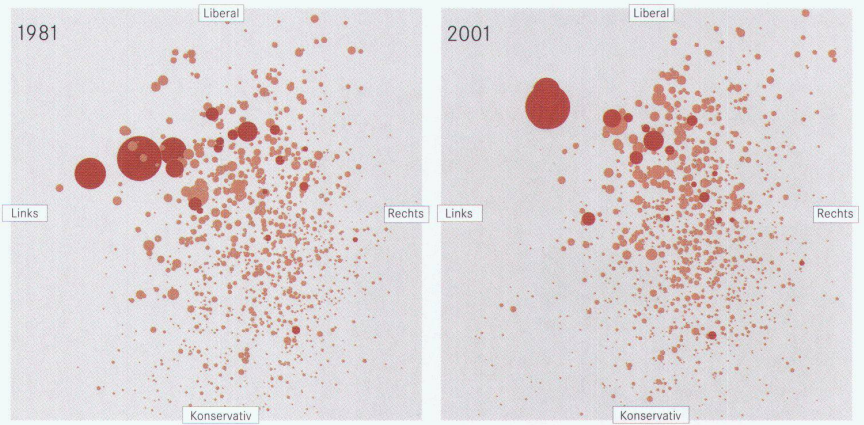
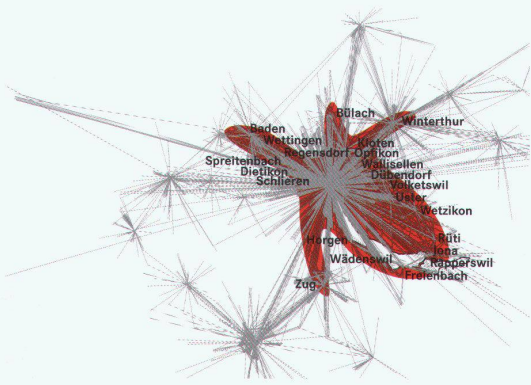
Hubeli: Ich glaube, dass die Veränderung in dem Paradox besteht, dass einzelne Politiker wie auch die Behörden heute die Stadtentwicklung kaum mehr aktiv beeinflussen können und dass sich städtebauliche Projekte gleichzeitig stark politisiert haben. Das hat viele Gründe: komplexere Entscheidungsprozesse, Machtverschiebungen, mangelnde Mittel der Stadt, um mit eigenen Projekten Massstäbe zu setzen, der Umstand, dass übergeordnete Leitbilder und stadtgestalterische Prinzipien nicht mehr greifen. Wichtig aber ist die Tatsache, dass «Stadt» nicht mehr Kernstadt bedeutet, da sich die Peripherie als urbaner Siedlungsraum zunehmend verselbstständigt. Dies führt einerseits zu vielen Widersprüchen (Steuern, Lastenausgleich u.a.), andererseits zum Zwang, innerhalb der Konkurrenz gegenüber anderen Städten und gegenüber der eigenen Agglomeration Standortpromotion zu betreiben. Vor diesem postfordistischen Hintergrund ist die Lenkung über idealistische Stadtbilder illusorisch. Nicht nur weil das Durchsetzungspotenzial gegen Null tendiert, sondern weil es von der Stadt im traditionellen Sinn gar kein Bild mehr gibt. Urbanität kann man heute nicht mit einem durchgestalteten Boulevard, einem schönen Platz oder

authentischer Architektur gleichsetzen, eher mit Nischen, Zwischenräumen und Niemandsländern, mit Bauten und Orten, die hohe Aneignungspotenziale haben, wie etwa das Gebiet unter und neben der Hardbrücke.

Joanelly: Zürich unterscheidet sich – zumal in seinen Problemen – nicht von anderen Städten. In den Achtzigerjahren herrschte, aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen, Stillstand. Lag dies in der Zeit, oder war es ein zürcherisches Problem?

Meili: Anders als andere Städte vermochte sich Zürich in den Achtziger- und Neunzigerjahren architektonisch kein Profil zu verschaffen. Städtebaulich von einem Stillstand zu sprechen, ist aber falsch. Mit der Errichtung der S-Bahn ist wahrscheinlich eines der folgenreicheren Infrastruktursysteme in Europa realisiert worden, dessen räumliche, wirtschaftliche und politische Konsequenzen bis heute noch nicht vollständig ausgelotet sind. Dass diese Zeit als Stillstand wahrgenommen wird, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass wir – und zwar zu Recht... – aufregende Architekturen vermissen, aber auch, dass wir die neue Wirklichkeit der Stadt – ein schwer lesbares Gebilde mit über einer Million Einwohnern – bis heute nicht richtig akzeptieren...

Hauser: Wir haben die Zeichen der Zeit erkannt. Einerseits plant die Stadt Zürich und ist Geburtshelferin bei privaten Projekten. Andererseits verbauen wir im Amt für Hochbauten jährlich mehr als eine halbe Milliarde Franken in den stadteigenen Liegenschaftenbestand. Damit wird die Stadt



1 | Pendlerbewegungen um «Wirtschafts-Zürich». Grafik: Studio Basel
 2 | Auf der Basis der eidgenössischen Volksabstimmungen seit 1945 untersuchen die Zürcher Sozialgeographen Michael Hermann und Heiri Leuthold den Wandel der mentalen Landschaft der Schweiz. Die Abbildungen zeigen die Lage der Deutschschweizer Gemeinden im mentalen Raum 1981 und 2001. Die Dimensionen des Raums stehen für die zwei wichtigsten

Grundhaltungskonflikte in der Gesellschaft: Beim horizontalen Raum geht es um die Einstellung zu sozialem Ausgleich, zu Recht und Ordnung, beim vertikalen um Modernisierung und Öffnung. 1 Aarau, 2 Altdorf, 3 Appenzell, 4 Basel, 5 Bern, 6 Chur, 7 Frauenfeld, 8 Glarus, 9 Herisau, 10 Liestal, 11 Luzern, 12 St. Gallen, 13 Sarnen, 14 Schaffhausen, 15 Schwyz, 16 Solothurn, 17 Stans, 18 Zug, 19 Zürich. Grafik: M.H./H.L.

selbst zu einem wesentlichen Akteur. Zum Beispiel im Hardauquartier sind wir auf diese Weise daran, ein ganzes Gebiet flächendeckend neu- und umzustrukturieren.

Hubeli: Die spezifische Seite von Zürich, die Michael Hauser erwähnt hat, ist gewissermassen die sorgfältige Verwaltung von Epochen erfolgreicher Wohnbaupolitik. Die zweite spezifische Seite ist der Stadttyp: Zürich ist weder eine Kleinstadt noch eine Grossstadt. Die Zwischengrösse hat Vorteile, wie etwa die Resistenz gegen aufdringliche Architektursensationen, an die in den Neunzigerjahren ja vor allem Kleinstädte glaubten. Es gibt ein drittes spezifisches Merkmal in Zürich: Die Pendlerströme zwischen Agglomeration und Zentrum sind ziemlich konstant geblieben. Neu sind aber stark zunehmende Pendlerbewegungen, die zirkulär im Umland stattfinden. Das ist ein Indiz, dass sich der Ring um die Kernstadt urbanisiert hat und dass er wie eine eigene Stadt benutzt wird – mit eigenständigen Kleinkulturen, Öffentlichkeiten und Dienstleistungen. Solche Entwicklungen finden auch in anderen Städten statt, sind aber weniger klar ausgebildet als in Zürich. Das Phänomen verändert das entwerferische Verständnis im Sinne einer Hybridisierung des Urbanen und der Räume.

Joanelly: Wird diese Entwicklung durch die festgestellte Mittelstadt begünstigt? Einerseits liesse sich behaupten, dass die kritische Masse zur Metropolisierung in der Kernstadt fehlt, dass zu wenig starke Gravitationskräfte wirken; andererseits könnte man vermuten, dass diese Entwicklung dem in der Schweiz nicht so besonders ausgeprägten Gegensatz zwischen Stadt und Land entspricht.

Hubeli: Diese Entwicklung lässt sich nicht mehr auf das klassische Modell Stadt/Land zurückführen. Der Gegensatz zwischen gut informierten kulturinteressierten Bewohnern in der Stadt und der schlecht informierten, ungebildeten Landbevölkerung ist längst verschwunden, auch wenn der Traum vom Wohnen wie der Landadel in Form eines Häuschens im Grünen weiter existiert.

Meili: Das stimmt – zum Teil. Für das «Portrait

Schweiz» gehen wir im Studio Basel von der Hypothese aus, dass zwar die gesamte Schweiz eine einzige urbane Topographie geworden ist, aber nicht eine einzige Stadt. In dieser urbanen Landschaft gibt es grosse Unterschiede, auch Mentalitätsunterschiede. Zwei Geographen haben bei uns dazu eine bemerkenswerte Forschungsarbeit über diese Unterschiede vorgestellt. Sie haben die 180 eidgenössischen Abstimmungsergebnisse der letzten 20 Jahre nach Gemeinden aufgeschlüsselt und auf drei Skalen ausgewertet: links versus rechts, konservativ versus liberal, technokratisch versus ökologisch. In dieser Landschaft sind die verschiedensten Gräben nachgezeichnet, die wir kennen, welsch/deutsch, katholisch/protestantisch, Ost/West. Das Erstaunlichste ist aber ein neuer Typ von Differenz zwischen «Zentrum» und «Nicht-Zentrum»: im Achsenkreuz liberal/konservativ und links/rechts sind fast alle Kernstädte an der selben Stelle in der linksliberalen Ecke situiert, weitab von allen anderen Gemeinden, auch von der so genannten Agglomeration. Das heisst offenbar, dass die ehemaligen Städte von «Zellen» zu «Kernen» von viel grösseren Zonen geworden sind, in denen signifikant anders gelebt und offenbar auch (politisch) gedacht wird. Wenn wir diesen Status «metropolitane» nennen wollen, dann geht er einher mit der Umwandlung der Kernstädte in Zentren der Dienstleistung, der Bildung, Forschung, Kommunikation und Kultur und den international operierenden Körperschaften. Sehr hohe Ausländeranteile und gleichzeitige Gentrifikationsbewegungen sind ebenfalls allen Zentren gemein. Ausserhalb – das haben die Entwicklungsbilder der 20 Jahre gezeigt – hat auf dem gesamten Gebiet der Schweiz tatsächlich eine gegenseitige Annäherung der Einstellungen stattgefunden, vor allem um die Mitte der Links-rechts-Achse. Ich glaube, es wird entscheidend werden, dass sich die grossen Städte auf diesen metropolitanen Status als Kernzone eines grösseren Ganzen einstellen lernen.

Joanelly: In den Achtzigerjahren versuchte man die Verschiedenheit der Stadt in der Bau- und Zonen-

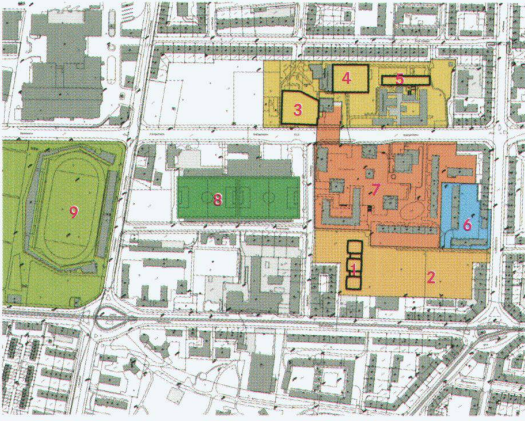
ordnung festzuschreiben, was Gewissheit über die eigene Identität voraussetzte. Heute ist die beschriebene Homogenisierung auch innerhalb der Stadtgrenze Tatsache: es macht für meine Identität keinen Unterschied mehr, ob ich in Aussersihl wohne, in Wollishofen oder am Zürichberg.

Meili: Kennzeichnend ist vielleicht weniger die Gleichheit der Quartiere, sondern es sind die unvorhersehbaren Bewegungen eines Ortes. Aber auch dies deutet darauf hin, dass sich der einst autonome Kosmos «Stadt» mit all seinen Ausdifferenzierungen in eben diesen Zellkern verpuppt. Auch städtebaulich hängt deshalb sehr viel davon ab, ob die Kernstädte fähig sind, ihre Zentrumsfunktion und deren offenbar besonderen Lebensbedingungen auszuspielen, auch architektonisch...

Joanelly: Welche Rolle spielen wir Architekten in diesem Feld?

Hauser: Architekten, die neben ihrer Entwurfskompetenz auch über ökonomisches Verständnis und die Fähigkeit verfügen, entlang der Zeitachse zu denken, werden weiterhin die Hauptrolle spielen. Statistisch müssen wir jährlich ein bis zwei Prozent des Baubestandes ersetzen. Wenn man darüber hinaus davon ausgeht, dass die um 1950 errichteten Bauten nicht besonders zukunftsfähig sind, so öffnen sich weite Betätigungsfelder. Ein konkretes Beispiel ist der Ersatzneubau der Wohnsiedlung Bernerstrasse. Interessant ist, dass dabei jeweils nahräumliche Zusammenhänge im Vordergrund stehen. Auch beim Ersatzneubau der Wohnsiedlung Vitasana hat sich dies deutlich gezeigt. Neue grossmassstäbliche Zusammenhänge werden nicht verfolgt.

Hubeli: Grossräumliche Zusammenhänge ergeben ja weder ein Bild noch eine Architektur; sie schaffen aber ein Bewusstsein für infrastrukturelle Netzwerke, politische, soziale und ökonomische Prozesse. Auf die architektonische Ebene übertragen, heisst die wesentliche Frage: Wie siedeln sich die Menschen heute an – in eingekapselten Mikroorganismen für spezifische Lebensformen oder in sozial durchlässigen, abstrakten Bau-



| 3



| 4

strukturen? Aktuelle Beispiele, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, sind u.a. das Basler Warteckareal von Diener & Diener sowie Steinfels in Zürich.

44 Joanelly: Ausgehend von der Hypothese einer Stadt als Zellkern können wir jetzt einen Ausblick wagen. Wie wird sich das Verhältnis zwischen Region und Kernstadt entwickeln, und welche Aufgaben müssen bewältigt werden? Nimmt Zürich die Herausforderungen an?

Meili: Solange es nicht gelingt, die städtische Wirklichkeit in einer politischen Wirklichkeit aufzufangen, also auch grossräumigere Entscheidungsmechaniken einzurichten, scheinen nach heutiger Erfahrung fast nur noch zwei Wirkungsfelder für die Politik offen. Das eine ist die oft diskutierte Ausstrahlung «grosser Architekturen». Diese scheinen offenbar über eine der letzten verbliebenen Energien zu verfügen, Städte tatsächlich anders zu ordnen. Auch wenn dieser Prozess sehr doppeldeutig ist: Diese Architekturen kollektiver, auch symbolischer Bedeutung erzeugen tatsächlich Kraftfelder, unter deren Einfluss sich die Stadt reaktiv verändert, und wohl nicht nur baulich. Solche Architekturen sind durchaus auch in der Lage, aus sich selbst heraus den Anspruch einer urbanen Gesellschaft zu verkörpern, beispielsweise als internationale Stadt oder eben als Zentrum einer grossen Region.

Joanelly: Das andere wären Infrastrukturbauten...

Hauser: Wir stehen vor einem riesigen Nachholbedarf. Der Bedarf an Schulraum pro Kopf hat in den letzten fünfzig Jahren genauso stark zugenommen wie der Bedarf an zusätzlicher Wohnfläche. Hinzu kommt, dass die bestehende Infrastruktur starken Erneuerungsbedarf aufweist. Auch wenn historisch immer mehr Infrastruktur vorgesehen worden war, als am Schluss realisiert werden konnte, wird die Stadt Zürich in den kommenden Jahren als Bauherrin stark aufholen müssen.

Hubeli: Ich erinnere mich an eine kürzlich bekannt gewordene Begebenheit: Gillette, ein internationaler Konzern, hat vor allem aus steuerlichen Gründen erwogen, seinen Hauptsitz nach Zürich

zu verlegen. Das Kader musste feststellen, dass es in Zürich zu wenig englisch sprachige Schulen gibt. Das Rennen machte schliesslich Genf! Die Städte, die, wie erwähnt, in wirtschaftlichen Krisen stecken, müssen, ob man will oder nicht, ihre Standortqualität als Existenzproblem begreifen. Wenn nicht, teilen sie das Schicksal von Berlin mit zurzeit 70 Milliarden Euro Schulden.

Meili: Das ist wichtig. Wahrscheinlich ist der Begriff «Infrastruktur» für eine international konkurrierende Stadt ohnehin verfänglich, weil in diesem Bereich all jene dienenden Qualitäten zu beschreiben sind, welche die Standort-Lebensqualität beeinflussen, also auch Sicherheit, eben Bildung und Kultur oder ökologische Bedingungen. In vielen dieser Bereiche war die Schweiz traditionell stark. Aber es ist auffällig, dass sich gerade darin einige europäische Zentren wesentlich schneller entwickeln. Deshalb wird dies ein Hauptproblem für Zürich werden.

Joanelly: Wir haben jetzt hauptsächlich über die Umformungsprozesse gesprochen, die das Bau-geschehen in Zürich in den letzten Jahren bestimmten und wahrscheinlich langfristig weiter prägen werden. Es sind Veränderungen, denen, wie oft erwähnt, andere Städte vergleichbarer Grösse unterworfen sind. Gibt es eine spezifisch zürcherische architektonische Kultur?

Meili: Ich sehe Zürich eigentlich als eher rauhe, fast formlose Stadt, wenn man den See als unschätzbare Natur-Denkmal beiseite lässt. Fast seine gesamte Urbanisations-Energie stammt aus einer enorm direkten und schnellen Industrialisierung. «Herausragende Architektur» hat in dieser Dynamik im ganzen 20. Jahrhundert kaum eine Rolle gespielt, und davor war Zürich ein Städtchen gewesen, im Gegensatz etwa zu Basel oder Genf. Diese Knochigkeit prägt die Stadt heute noch, und noch heute verdanken wir ihr die dichtesten Atmosphären. Solange sich die Kultur in dieser Hinterlassenschaft eingenistet hat, ist dies ein grossartiger Hintergrund gewesen. Seit sich die Stadt derart rabiat in ein Dienstleistungszentrum verwandelt, beginnen grundsätzlich andere Mechanismen zu spielen...

Hubeli: Die Städte sind nicht nur postindustriell, sondern – aufgrund der erhöhten Nutzungsdynamik – auch postfunktional. Sie folgen seit 100 Jahren weder einer Form noch anderen idealistischen Prinzipien. Fehlende Baukultur kann im 21. Jahrhundert also urbane Qualität bedeuten, so wie man mit Architektur Urbanität zerstören kann – siehe Potsdamerplatz, wo die Form die architektonische Karikatur ihrer selbst ist. Zürich scheint gegen architektonische Überschüsse relativ resistent, was nicht nur einer puritanischen Bürgerlichkeit entspricht, sondern auch dem Reflex, nicht in die Falle des Provinziellen zu treten (das ja nur noch als Falle existiert).

Joanelly: Ist dies «Zürcher Understatement»?

Meili: Ich glaube, dass – etwa im Gegensatz zu Basel – die so genannte «öffentliche Bescheidenheit» in Wirklichkeit eher Abwesenheit einer gesellschaftlichen Form von Öffentlichkeit ist. Man vergisst oft, dass Zürich 1860 vielleicht 30 000 bis 40 000 Einwohner hatte und im Wesentlichen ab 1880 entstanden ist. Eine historisch gewachsene bürgerliche Kultur und ihre traditionellen Plattformen gab es nur in bescheidenem Ausmass, die Stadt ist geprägt von Zuzüglern vom Land. Ich möchte diese Formlosigkeit – bis hin zur Hässlichkeit – keineswegs stilisieren, sondern nur beschreiben: Sie hat, denke ich, wesentlich mit der inneren Verfassung des Bürgertums zwischen 1880 und etwa 1950 zu tun.

Hauser: Beim Wettbewerb für die Erweiterung des Museums Rietberg hat der Wille zu Autorenarchitektur eine Rolle gespielt. Wenn die öffentliche Hand baut, so kann Autorenarchitektur jedoch nicht generell das Ziel sein. Vielmehr wollen wir über das Wettbewerbswesen die durchschnittliche Qualität heben und innovative Ansätze fördern. Öffentliche Bauten sollen eine Vorreiterrolle einnehmen. Sie sollen Identität stiften, einer überdurchschnittlichen Beanspruchung gerecht werden und langfristig bestehen können.

Meili: Ich glaube, dass diese Haltung den Herausforderungen, denen die Stadt gegenübersteht, nicht genügend gerecht wird. Wenn ich von einer lebensnotwendig internationalen Rolle ausgehe,

3 | Im Hardauquartier laufende Vorhaben

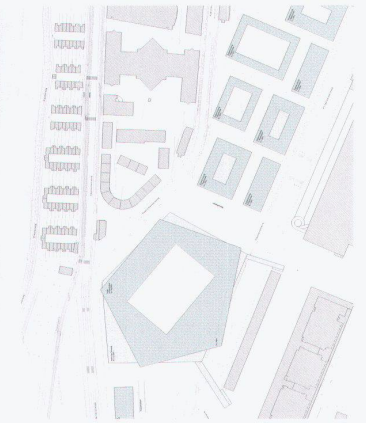
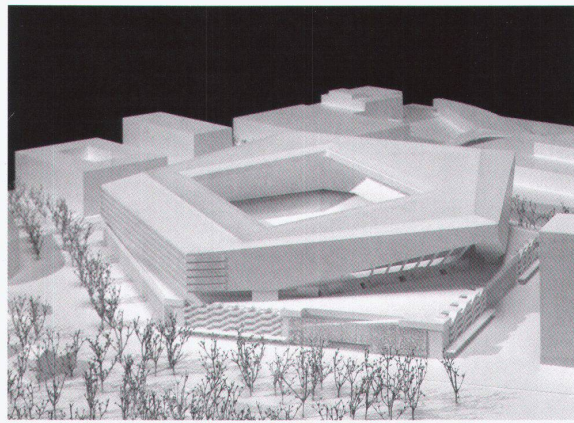
1 Neubau Oberstufenschulhaus Albisriederplatz,
2 Quartierpark Hardau, 3 Sporthalle Hardau,
4 Erweiterung Primarschule Hardau, 5 Erweiterung
Berufswahlschule Bullingerstrasse, 6 Strategische
Planung Wohnsiedlung Hardau I, 7 Umbau und
Instandsetzung Wohnsiedlung Hardau II, 8 Neubau
Fussballtrainingsplätze auf VBZ-Busgarage,
9 Neubau Stadion Letzigrund

4 | Steinfelsareal: Wolkenbügel

Fertigstellung: Dezember 2002
Architekten: Herzog Hübli, Zürich (Gestaltungs-
plan und Bauprojekt), Ausführung: Meier+Steinauer/
Allreal

5 | Stadion Hardturm

Wettbewerb 2000, Studienauftrag 2002,
Ausführung voraussichtlich 2004–2006
Architekten: Marcel Meili & Markus Peter



| 5

die Zürich, Basel oder Genf für die ganze Schweiz spielen müssen, dann reicht dies nicht. Ihr müsst ehrgeiziger, frecher und unbescheidener werden! Wenn die Schweiz nicht insgesamt in Europa provinzialisiert werden soll, dann muss eine Stadt wie Zürich Strategien nicht nur für Seebach, sondern auch «gegen» Frankfurt oder London entwickeln.

Hubeli: Das glaube ich auch, nur sind die Mittel und Potenziale behördlicher Frechheit aus den anfangs erwähnten Gründen sehr eingeschränkt. Spielräume sehe ich eher in der Überschreitung behördlicher Gepflogenheit. Erstens in der kalkulierten Provokation von städtebaulichen Themen im Sinne einer politischen und fachlichen Herausforderung. Einige Themen haben wir erwähnt. Ein weiteres Thema wäre der Wohnungsbau: es ist offensichtlich (und auch statistisch belegbar), dass das Zürcher Wohnangebot – gemessen an der realen Individualisierung der Lebensformen – geradezu beängstigend veraltet und verbiedert ist. Zweitens kann die Stadt mit infrastrukturellen Mitteln und mit einer grossräumlichen Koordination den Städtebau erfolgreicher lenken als mit Renderings – insbesondere mit der Förderung einer ausdifferenzierten Serviceindustrie (ohne die laut Saskia Sassen die Städte nicht überleben) und auch mit symbolischem Kapital, das nach meiner Meinung weniger Frank Gehry bieten kann als der urbane Schmelztiegel, wo herausragende öffentliche Ereignisse stattfinden, die sich nicht auf Vernissagen der Kunstgalerien beschränken.

Hauser: In der Stadt Zürich sind stadtplanerische Aktivitäten auf verschiedene Akteure verteilt. Dies entspricht der Tatsache, dass Stadtplanung kein linearer Prozess mehr ist – nur noch selten, so vielleicht im Zentrum Zürich Nord, wird von Grund auf neu geplant. Die meisten baulichen Eingriffe jedoch haben ihren Ursprung im Alterungsprozess der Gebäude und in einem konkreten Bedürfnis. Die städtebaulich-architektonische Relevanz dieser Aufgaben wird im besten Fall anschliessend erkannt. Hier könnte eine Bündelung der verschiedenen Akteure innerhalb der Stadtverwaltung zu weiteren Verbesserungen führen.

Joanelly: Aus dem bisherigen Gesprächsverlauf folgt, dass die zu lösenden Probleme nicht abnehmen werden. Ich habe für die Stadt Zürich im elektronischen Telefonbuch unter dem Stichwort Architekturbüro 1046 Einträge gefunden, was etwa auf 360 Einwohner ein Büro ausmacht. Zusammen mit der ETH als «hauseigene» Architekturschule müssten die Ressourcen vorhanden sein, um kreative Lösungen für die Stadt zu finden...

Meili: Es ist nicht a priori die Aufgabe einer Hochschule, ihre Mutterstadt mit Forschungen zu bedienen. Die Frage ist eher, warum sie sich mit diesen Problemen kaum befasst. Ich glaube, es gibt verschiedene Gründe. Zunächst ist die Schule noch immer durch einen Konflikt über die Politisierung der Architektur geprägt, der in den Siebzigerjahren ausgetragen worden ist. Daraus resultierte eine für die Abteilung bezeichnende Abschottung des Entwurfs gegenüber gesellschaftlichen Themen. Vor zwanzig Jahren war das eine entscheidende Stärke der Schule, heute ist es eher der Ausdruck von Ratlosigkeit. Der andere Grund hängt indirekt damit zusammen: Die Architekturabteilung der ETH ist eine Art «global player» unter den Architekturschulen. Ihr Markenzeichen ist es, das Metier, die «professional skills» zu pflegen, was sie weltweit von den wichtigeren Schulen als letzte tut. Dies ist kein Zufall, denn fast nur noch in der Schweiz bildet ein einigermaßen intaktes professionelles Feld den Hintergrund dazu. Ich denke, dass sich die Schule deshalb den hier besprochenen Fragen so zaghaft öffnet, weil diese so weit «vom Projekt» entfernt sind. Im Studio Basel haben wir diese Erkenntnis deshalb umgedreht: Wir haben die städtebaulichen Untersuchungen gar nicht mehr direkt an Projekte gekoppelt, um das Untersuchungsfeld nicht dauernd im Hinblick auf «entwerfbare Erkenntnisse» einzuengen...

Hubeli: Man kann an den Hochschulen Architektur überpolitisieren, aber auch unterpolitisieren. Architektur ist ja keine private Angelegenheit. Ich finde es unverständlich, auch unverantwortlich, wenn gesellschaftlich, städtebaulich und archi-

tektonisch relevante Themen – die der ETH-Zürich gewissermassen zu Füssen liegen – nicht aufgegriffen werden. Die Architekturabteilung tut sich damit selbst keinen Gefallen, da sie ja unter einem bildungspolitischen Legitimationsdruck steht. Entsprechende Bedenken kommen auch von innen, da der gute Ruf der ETH aus den Sechziger- und Siebzigerjahren stammt, als eine Einkapselung, insbesondere von Aldo Rossi, vermieden wurde. Es kann ja nicht das Ziel sein, eine wirklichkeitsfremde und gesellschaftskonforme Architektengilde heranzuziehen, die mit charakterlosen Projekten chancenlos bleibt. Eine Schule muss nicht fertige Lösungen anbieten, aber sie kann einen Raum öffnen, um über die beschriebenen Themen nachzudenken. Wenn sich das gute Metier auf Geschmacksfragen und auf sorgfältige Details beschränkt, hat es wohl kaum Überlebenschancen.

Hauser: Vor etwa zwei Jahren konnten wir der ETH die Wohnsiedlung Heiligfeld I als Diplomthema zur Verfügung stellen. Über den Entwurfsakt hinaus mussten sich die Diplomanden mit der Frage nach dem Abbruch bestehender Substanz wie auch derjenigen nach einer Entwicklung über die Zeit auseinandersetzen. Ich sehe durchaus eine Verpflichtung der Stadtverwaltung, die öffentliche Diskussion über die bestehende Stadt und mögliche Modelle, wie sie sich entwickeln kann, in Gang zu bringen. Mehrmals schon haben wir mit Erfolg die Nähe zur Hochschule gesucht, so bei den Veranstaltungen «Stand der Dinge – Neues Wohnen in Zürich» oder «Dritte planen mit». Dass sich die Stadt so exponiert und sich teils heftiger Kritik aussetzt, hat uns überrascht, aber auch bestätigt, dass die eingeschlagene Richtung stimmt. Und: last but not least beteiligen sich in der Verwaltung Nachwuchskräfte an wichtigen Entscheidungen, die das Gesicht der Stadt nachhaltig verändern.